

Zu Sebastian Sailers Schriften im schwäbischen Dialekte*

Willy Leygraf

SIXT BACHMANN schrieb 1819 in der Einleitung zur ersten gedruckten Sammlung von SEBASTIAN SAILERS «Schriften im schwäbischen Dialekte»: *Vielleicht habe ich jetzt den rechten Zeitpunkt gewählt; denn da Hebels allemannische Gedicht im schweizerischen Dialekte allgemein beliebt sind, so könnten es vielleicht diese im schwäbischen sein.* BACHMANNs Wunsch erfüllte sich nicht, die Freude an SAILERS Mundartdichtungen blieb einem verhältnismäßig kleinen Kreise von Kennern vorbehalten. Daran konnten auch alle späteren Ausgaben nicht viel ändern.

200 Jahre nach dem Tode SEBASTIAN SAILERS am 4. März 1777 hat es nun wieder einiges an publizistischem Bemühen um das Werk SAILERS gegeben: eine Textausgabe, Lesungen und Vorträge, einige Ausstellungen haben das Werk des Prämonstratensers aus Obermarchtal neu in den Blick einer größeren Öffentlichkeit gerückt. Einer Öffentlichkeit, die ja zur Zeit recht aufgeschlossen ist für Mundartliches: es paßt so gut zu den modischen Vorlieben fürs Rustikale.

Es ist allerdings noch nicht abzusehen, ob die gegenwärtige Wiederentdeckung und Wiederbelebung der Mundart und der Mundartdichtung auch neue und nachhaltige Aufmerksamkeit auf das Werk SEBASTIAN SAILERS zu lenken vermag. Skepsis scheint deshalb berechtigt, weil die neuere Mundartliteratur weithin in einer Sprache aufgezeichnet wird, die um der möglichst weiten Verständlichkeit willen von vielen einzelnen lokalen Ausprägungen der Mundart abstrahiert. Ganz im Gegensatz dazu steht die sehr genau lokalisierbare Sprache SEBASTIAN SAILERS, die herbe oberschwäbische Sprache, wie sie in der Gegend um den Bussen zu Hause ist. (Aber: *Wer auf Allerweltsverständlichkeit abhebe, möge seinetwegen auf Esperanto dichten, und wem die Freude an einem Gedicht nicht die Mühe des Lesens wert sei, solle seine geistigen Genüsse vom Kino beziehen,* meinte SEBASTIAN BLAU auf den Einwand, die allzu genaue Lokalisierbarkeit könne die Lesbarkeit beeinträchtigen.)

SEBASTIAN SAILER ist also nicht einfach nur ein schwäbischer Dichter, auch nicht nur ein Dichter aus Oberschwaben, SAILER ist ein sehr oberschwäbischer Dichter. Einer, der in Oberschwaben zu Hause war und zu Hause blieb. Im Gegensatz zu allen anderen: BRECHT zog's nach Berlin, WILHELM SCHUS-

SEN war lange in München zu Hause – und später dann in Tübingen; nach München verschlug's – nicht unbedingt gegen ihren Willen – den DR. OWLGLASS aus Leutkirch so gut wie den GÜNTER HERBURGER aus Isny. Von WIELANDs Verhältnis zu Biberach brauchen wir nicht im einzelnen zu reden. Und der andere wortgewaltige oberschwäbische Pater – ABRAHAM A SANCTA CLARA – kam in Wien zu Ruhm und Ehren.

SEBASTIAN SAILER hingegen war und blieb in Oberschwaben. Trotz seiner Kenntnisse in einigen europäischen Sprachen, trotz seiner Reisen, die ihn – weil er immer wieder zu Predigten eingeladen wurde – immerhin doch im oberdeutschen Raum weit herumkommen ließen: er blieb in Oberschwaben zu Hause. Er entfernte sich nicht für dauernd aus dem Umkreis, in dem «Marchtalls Genius» wirksam war. Und er blieb in Gedanke und Wort diesem Umkreis verbunden.

Damit ist eigentlich das Wichtigste über seine Biographie gesagt. Was sonst noch bekannt ist, sind nur wenige Details, die nicht viel enthalten; nicht umsonst schreiben alle Biographen und Herausgeber SAILERS – meist eingeständenermaßen – das ab, was SAILERS jüngerer Freund und Obermarchtaler Mitbruder SIXT BACHMANN in der Erstausgabe von SAILERS Werken mitgeteilt hat. Greifbar wird dieser SEBASTIAN SAILER nur in seinen Werken. Und das bedeutet für uns Heutige – trotz einer Reihe von deutschen und lateinischen Schriften vor allem theologischen Inhalts in deutscher und lateinischer Sprache – in seinen schwäbischen Dichtungen, von denen hier denn auch die Rede sein soll.

Doch zunächst die wichtigsten Daten seines Lebens, damit wir uns des zeitlichen Rahmens vergewissern, in dem dieses Werk entstanden ist: Am 12. Februar 1714 wird JOHANN VALENTIN SAILER – SEBASTIAN ist sein Klostername – in Weißenhorn im heute bayerischen Schwaben geboren. Sein Vater ist dort gräflich FUGGERScher Amtsschreiber oder Sekretär. Nur STEFAN OTT weist darauf hin, daß diese Stellung der eines Rentamtmannes entspreche. Warum verschweigen's die anderen – Herausgeber wie Biographen? Den älteren mag diese Amtsbezeichnung mitsamt ihrem Inhalt selbstverständlich gewesen sein. Aber die jüngeren? Vielleicht paßt ihnen die Vorstellung so gut vom volkstümlichen Dichter, der selber ein Kind dieses Volkes war? Aber das stimmt ja nun wohl nicht ganz mit den Tatsachen zusammen. Und auch der Hochwürdigste Herr Pater und

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags aus Anlaß der Sebastian-Sailer-Ausstellung in Ehingen/Donau 4. 9. 1977.

Kapitular des Prämonstratenser Reichsstifts Obermarchtal war gewiß alles andere als ein kleiner ärmllicher Dorfpfarrer, der Nöte und Sorgen, Denken und Trachten seiner Pfarrkinder ganz real geteilt hätte. Er war schon ein Geistlicher Herr von Rang und Respekt. Und wir lesen heute nicht nur Schlagfertigkeit aus dieser von SIXT BACHMANN überlieferten Anekdote: SAILER wollte ausreiten – er scheint z. B. die Pfarrei Reutlingendorf vom Kloster aus betreut und den täglichen Weg nicht selten zu Pferde zurückgelegt zu haben. Er wollte also ausreiten, wird erzählt, und da sei ihm ein Schultheiß begegnet, habe ihn neckend auf sein stolzes Roß angesprochen und auf den Esel angespielt, mit dem JESUS in Jerusalem eingritten sei. Antwort SAILERS – nach BACHMANN: *Ihr habt recht; denn seither sind alle Esel so hoch geschätzt worden, daß man aus ihnen lauter Schultheißen gemacht hat. In Abgang eines Esels muß ich also auf einem Pferde reiten.* – Nun, allein Volkstümlichkeit, Volksverbundenheit, Volksnähe lese ich nicht aus dieser Anekdote.

Doch zurück zur Biographie SAILERS! Mit 16 Jahren ist er Schüler im Prämonstratenserkloster Obermarchtal; dort legt er 1732 die Ordensgelübde ab, dort wird er 1738 zum Priester geweiht. Zunächst lehrt er dann an der Ordenshochschule, aber bald schon nimmt er die vornehmste Aufgabe eines Prämonstratensers wahr, die Seelsorge. Er begegnet uns zunächst als Cooperator, später als Pfarrverweser in Kirchbierlingen, Reutlingendorf und Seekirch, wieder in Reutlingendorf und schließlich – die einen sagen ab 1756, die anderen ab 1757 – in Dieterskirch, wo er die längste ununterbrochene Amtszeit zugebracht hat. Ein Schlaganfall war der Anlaß, daß man ihn zurückholte ins Kloster, 1773 oder 1774 – wieder finden sich unterschiedliche Angaben. In Obermarchtal schien er sich zunächst zu erholen; aber dann kam es zu weiteren Anfällen, am 7. März 1777 starb SEBASTIAN SAILER, wenige Wochen nach seinem 63. Geburtstag.

Keine sehr ausführliche, keine sehr genaue Biographie, die da zu bieten ist; und die paar Präzisierungen, die noch möglich wären, würden zum Lebensablauf, zur Entwicklung der Persönlichkeit nicht Nennenswertes beitragen.

Wohl gibt es drei Daten, die sich auf die – im weitesten Sinne – literarische Laufbahn Sailers beziehen. Und die sollen hier genannt sein. Zum einen: Am 10. November 1743 trägt er zum ersten Male seine «Schöpfung» vor. Und zwar nicht eigentlich – wie zu lesen ist – *vor seinen hochwürdigen Mitbrüdern* (was nach Obermarchtal weisen würde), sondern in Schussenried aus Anlaß und bei Gelegenheit der Geburtstagsfeier des dortigen Abtes. Sailer hat also

seinen vermutlichen Erstling – und wir nehmen vorweg: sein wohl bestes Stück – im Alter von noch nicht ganz 30 Jahren vollendet.

Das zweite wichtige Datum betrifft nicht den Dichter, sondern den Prediger SAILER: Am 12. Juni 1767 (und wohl kaum – wie HASSLER angibt – am 12. August 1767) predigte er auf der Kanzel, die ABRAHAM A SANCTA CLARA berühmt gemacht hat, in der Wiener Augustinerhofkirche, zu dem von eben diesem Pater ABRAHAM begründeten Jahrtag der Landsmannschaft schwäbischen Adels in Wien. Er sprach über den HL. WOLFGANG, einen Schwaben, der zum Vorbild in der Weisheit geworden sei. Als Zeichen für Lob und Anerkennung erhielt er eine kostbare Tabaksdose, auf der er als «schwäbischer Cicero» bezeichnet wurde; die Kaiserin MARIA THERESIA empfing ihn in Privataudienz und stellt ihn ihrem Gemahl und ihren Kindern vor. (Damals war SAILER 53 Jahre alt.)

Und noch ein letztes Datum: Vom 1. auf den 2. Mai 1770 übernachtete die spätere französische Königin MARIE ANTOINETTE in Obermarchtal. SAILER schrieb aus diesem Anlaß eine «einfältige Cantate» mit dem Titel «Beste Gesinnungen schwäbischer Herzen», das einzige seiner schwäbischen Stücke, das zu seinen Lebzeiten gedruckt worden ist. Pater SEBASTIAN stand damals im 56. Lebensjahr.

Genug des biographischen Stückwerks! Es bringt uns den Mann nicht näher, und es bringt uns nicht näher an sein Werk heran. Doch eins noch: wir sollten uns SAILERS Zeitgenossenschaft vor Augen führen: er war 10 Jahre älter als KLOPSTOCK, 15 Jahre älter als LESSING, 19 Jahre älter als WIELAND, 35 Jahre älter als GOETHE. Aber er war auch entschieden jünger als die Hauptvertreter des literarischen Barock: OPITZ ist 1597 geboren, GRYPHIUS 1616, BROCKES 1680 und GÜNTHER 1695. Dieser Zwischenstellung muß man sich bewußt sein, wenn man der Klassifizierung SEBASTIAN SAILERS als typischen Vertreters des oberschwäbischen Barock begegnet oder gar selbst zuneigen möchte. Es gibt Barockes bei SAILER. Es gibt auch Aufklärerisches bei SAILER. Aber man kann und darf ihn nicht einfach ableiten und erklären wollen sozusagen als Funktion seiner Zeitgenossenschaft. Seine geistesgeschichtliche Einordnung ist ungleich schwerer als die Zuordnung zu Oberschwaben und zum Oberschwäbischen.

Aber es ist andersherum wieder durchaus zulässig – und da ist SEBASTIAN SAILER geradezu Beleg und Zeuge –, dieses Oberschwäbische jenseits aller zeitlichen und stilistischen Kategorien als seinem Wesen nach barock zu bezeichnen. Denn Barock, das bedeutet doch zunächst und vor allem ein ganz bestimmtes Lebensgefühl und ein Verhalten, das aus

diesem Lebensgefühl entspringt. Man könnte von einer besonderen Ausprägung oder Spielart des gemeinschwäbischen «sowohl – als auch» sprechen: Da finden sich neben- und mit- und ineinander das Wissen um Eitelkeit und Vergänglichkeit aller Welt – und zugleich die Bereitschaft und Fähigkeit, sich des Augenblicks zu freuen. Da begegnet einem sowohl tiefe, ja geradezu mystische Frömmigkeit als auch – nicht ihr widersprechend, sondern wie zugeordnet zu ihr – habhaft diesseitiges Genießen. Da schließt das Wissen um die Abhängigkeit der Erträge eines landwirtschaftlichen Jahres von den nicht steuerbaren Abläufen und Ereignissen den Stolz nicht aus, mit dem man auf das hinweist, was man – trotz der Widrigkeiten oder über die günstigen Bedingungen hinaus – eben doch selber zuwege gebracht hat. (Diese Haltung ist in ihrer Spannweite zwischen Anerkennung der Bedingtheiten und selbstbewußter Berufung auf die eigene Leistung durchaus barock zu nennen und in keiner Weise mit dem Zwischending aus Opportunismus und Fatalismus zu vergleichen, mit dem der altwürttembergische Wengerter einen guten Jahrgang stolz als «oiges Gwächs» bezeichnet, einen schlechten hingegen kommentiert: «So hat'n aoser Herrgott wachsa lao.»)

Zu Beginn der «Schöpfung» berichtet Gott Vater von seinen Überlegungen, die er vor der Erschaffung der Welt angestellt hat; er hat sozusagen im Kalender geblättert und nach dem günstigsten Termin für sein Vorhaben gesucht. Nach der Art, in der diese Überlegungen und Abwägungen angestellt werden, würden sie nicht schlecht auch zu einem heutigen Landwirt passen, der vor einem wichtigen Schritt zur Umstrukturierung seines Betriebs steht:

Nuits ischt Nuits, und weat Nuits weara,
 drum haun i wölla a Wealt gebäära,
 grad um dui Zeit,
 wo's nimma vil schneit,
 und bessara Lüftla geit.
 I bi schau längscht mit deam Wease umganga,
 do denk i endli, wills gau nu im Früehling afanga,
 wenn d'Lercha singat, und kummat dia Schwalma,
 wenn dar Schnai vergoht, und blühat dia Palma.
 Nohdeam i g'schlofa wenig Nächt,
 haun i dächt:
 jetz will i gau dra, weils an mar ischt,
 im Nama des gekreuzigta Hearra Jesa Chrischt.

I ka's wohl saga,
 I hau schau gar oft da Kolender aufg'schlaga,
 und guggat, wenss Zoicha am Beschta;
 in was für amm Maunat, in was für a Zeit.

Und endli dar hoilig Goischt dös mir eigeit,
 im Früehling gang dra,
 im Früehling fang a;
 Da kaascht si hearschtella mit wenigi Köschta.

In solchen Texten ist nun in der Tat einiges auf den Kopf gestellt: Wenn vor der Zeit SAILERS gelegentlich in Theaterstücken schwäbische Mundart gesprochen wurde (oder ein Idiom, das man nach Absicht der Autoren für schwäbisch hätte halten sollen), dann hatte man ihr die Funktion zugewiesen, tölpelhaft, dumme Schelme und Bauern deutlicher erkennbar zu machen und das Burlesk-Possenhafte der Situation zu charakterisieren. Hier jedoch sprach die äußerste Spitze der Hierarchie in schwäbischer Mundart – und nicht einmal Honoratiorenschwäbisch, von Schriftdeutsch gar nicht zu reden! Gott Vater in der Gestalt eines oberschwäbischen Bauern, eines frommen zwar – *im Namen des gekreuzigta Hearra Jesa Chrischt* geht er an die Erschaffung der Welt –; eines klugen Bauern zwar, der sehr gut abzuwägen weiß, wann und wie er sein Werk beginnen soll; in der Gestalt auch sicher nicht eines armen Bauern: es spricht unternehmerisches Kalkül und nicht Armut aus der Überlegung, die Welt sei am besten im Frühling zu erschaffen: *da kascht si hearstella mit wenigi Köschta*. Aber es bleibt das Unerhörte: Gott Vater in der Gestalt und mit der Sprache eines Bauern! In anderen und – wenn wir den üblichen Datierungsvermutungen folgen – auch späteren Stücken hat SAILER sich sozusagen selber zurückgenommen: In der «Schultheißenwahl zu Limmelsdorf» sprechen der Amtmann, der Pfarrer und der Amtschreiber «nach der Schrift», ohne daß sich dafür irgendeine stilistische oder dramaturgische Begründung erschließen ließe (wie im «Sonn- und Mondfang», wo das gestelzte Hochdeutsch des studierenden Schultheißensohns zur Charakterisierung des Sprechenden beiträgt; wenn dies auch vielleicht gegen die Absicht des Autors geschieht: SEBASTIAN SAILER war im Schriftdeutschen nicht annähernd so gewandt und sprachgewaltig wie im Schwäbischen).

Doppelt derb muß also auf empfindliche Gemüter der Spaß wirken, der Gott Vater in Sprache und Anschauung so weit «profaniert». Und das beschränkt sich ja nicht allein auf die Sprache: gegen Ende von «Schöpfung und Sündenfall» berichtet Gott Vater von recht irdisch-weltlichem Tun: *G'metzgat hau-n-i huita moara*. Und mit welchem Behagen langt er in den Lehm, um daraus den Adam zu kneten: *Ussam Loim, ussam Leatta / will an gauh' do ausser kneatta*. Da wird Gott Vater mit beiden Beinen auf den oberschwäbischen Boden gestellt. Er spricht nicht nur

wie ein oberschwäbischer Hofbauer, als ein solcher denkt und handelt er auch. Das ist nicht Kostüm oder Verkleidung, sondern ganz realistische Verkörperung. Dieser Realismus SAILERS hat seine Auswirkungen bis in den sprachlichen Ablauf hinein, denn der Rhythmus der Arie, mit der Gott Vater seine Arbeit begleitet, macht diese Arie fast zu einem Arbeitslied, in dem sich die verschiedenen Handgriffe beim Walken und Kneten, beim Ausformen und Zusammensetzen, beim Nachmodellieren akustisch zu spiegeln scheinen:

Komm Odam, komm hutig, komm laß di verschaffa,
da wascht mi ganz freudig bald leabig agaffa;
da muescht a Mensch weare, und hau was da witt,
höb nu a klois Weili, und reg di fei itt.
So lang i beym Häfner dös Handwerk hau triba,
ischt mier nia koi Leatta im Finger so bliba.
geduldig, lies Odamle! glei ischt as g'schea,
bald sollescht du eassa, und schwätza und g'sea.

Gugg, hoscht jo a Härle as wie a Parocka,
a wakers Schnautzbärtle, a G'säß zum Hocka,
du hoscht scheane Wada und Schenkala dra,
da muescht mar halt weare a sauberer Ma.
A kugelrunds Bäuchle, an Rucka dahinda,
a Hälsle, ma soll jo koi netters itt finda.
A Goscha, zwoi Auga, zwoi Aura, a Nas,
an Schoitel, a Blassa, gelt Odam! i kas.

Daß Adam dann seinen Schöpfer mit dem traditionellen *G'lobt sey Jhesu Chrischt* begrüßt, daß dieser antwortet *In Ewigkeit*, das ergibt sich dann schon fast selbstverständlich aus der Situation, aus der Rollenverteilung und aus den Lebensgewohnheiten, die SAILER aus seiner Gegenwart in die Welt der ersten Schöpfungstage hineinprojiziert.

Darf man derlei schlicht als *Parodien geistlicher Stoffe* bezeichnen, wie's HERMANN FISCHER getan hat? Sicher stehen im Hintergrund Prozessions- und Fastnachtsspiele, in denen gelegentlich auch Parodistisches wirksam gewesen sein mag. Aber Parodie setzt doch eigentlich ein Mindestmaß an kritischer – und auch wohl skeptischer – Distanz voraus und verträgt sich nicht recht mit dem naiv-selbstverständlichen Umgang, der in SAILERS «Schöpfung» zwischen Schöpfer und Geschöpf stattfindet. Bezeichnenderweise gibt HERMANN FISCHER dann auch seine eigene Distanz und Skepsis zu erkennen, wenn er einräumt, solche *Parodien geistlicher Stoffe* seien *nur auf katholischem Boden denkbar, der Protestantismus würde etwas derart nicht vertragen*.

SEBASTIAN SAILER wußte, daß er nicht ohne Mißverständnis und Anfeindung bleiben würde; und des-



«Fot, fot, naus naus zum Gata; ih laß mit mier itt kata . . .»

halb hat er sowohl der «Schöpfung» als auch dem «Fall Luzifers» einen lateinischen Prolog vorangestellt. Lateinisch doch wohl deshalb, weil er mit Einwänden und Vorwürfen aus ganz bestimmter Richtung rechnete – stilistisch jedenfalls paßt allein die schwäbische Übersetzung des SEBASTIAN BLAU und nicht die lateinische Version des Autors noch die schriftdruckende des Herausgebers SIXT BACHMANN. Die Einwände blieben tatsächlich nicht aus, SAILER wurde – allerdings ohne Erfolg – bei seinen Kirchenoberen angeschwärzt; als SIXT BACHMANN 1819 die mit einer Ausnahme bis dahin ungedruckten Dialektstücke herausbrachte, erhob die «Tübinger theologische Quartalsschrift» gegen das Buch den Vorwurf der *Gemeinheit*.

Und seitdem hört es nicht mehr auf, das verlegene Hin- und Herwenden der Wörter, in denen Vorwürfe zugleich erhoben und entkräftet werden, mit denen fast jeder, der über SEBASTIAN SAILER schreibt, zwar einräumt, es sei stellenweise schon . . ., aber müsse ihm zugute halten . . ., man dürfe ihm nicht anlasten – und was der Wendungen und Windungen mehr sind. Wem sonst nichts einfällt oder wer noch nach einer Bekräftigung für seine Ehrenrettung SAILERS sucht, der beruft sich auf GOETHE, der am «Fall Luzifers» (und der enthält doch die meisten «anrühigen» Stellen!) seine Freude gehabt habe. Hat er? HASSLER stellt seiner Ausgabe sozusagen als Motto folgendes Zitat voran: *Von Hebel kamen wir auf Sebastian Sailer und Göthe, der den Sturz Lucifers nicht kannte, ergötzte sich an Einzel-*

heiten, welche ich ihm daraus erzählte, Friedrich Kölle in der Pandora, I. 213. In welcher Verlegenheit müssen sich da manche Autoren befunden haben, wenn sie diese spärlichen Hinweise meinten ausschachten zu müssen, um SAILER mit dem Hinweis auf GOETHEs Ergötzen nachträglich abzusichern! Das ist ein unablässiges Drehen, ein nimmermüdes Verrenken: man finde zwar hin und wieder bis zur Rohheit und Unanständigkeit sich versteigende Derbheit des Ausdrucks, er kehre zwar die ungeschlachten, vierschrotigen, herben und derben Seiten hervor, spreche in der rohen Natürlichkeit seines Zeitalters, er bewege sich wohl in einer niedrigen, niemals aber . . . in einer unsittlichen Sphäre. So könnte man fortfahren. Aber damit würden wir unser Thema verlassen und uns der Misere der schwäbischen (und auch anderer) Mundartdichtung nach SAILER zuwenden, einer Misere, die ja zum Teil dadurch bedingt und verursacht ist, daß Autoren – um einer vermeintlichen Echtheit oder auch nur um des billigen Erfolgs willen – ihre eingeschwäbelten Anekdoten in Vers und Prosa meinten volkstümlich und deftig machen zu können oder zu sollen, indem sie kräftig in die Fächer mit den Aufschriften «Fäkalien» oder «Zoten» langten. Wie weit muß man von SAILER und seiner Welt entfernt sein, wenn man meint, ihn von solchen Schreibern absetzen zu müssen, indem man ihn gegen Vorwürfe verteidigt, die ihn gar nicht treffen können! Da macht es wenig Unterschied, ob diese Vorwürfe nun gegen den angeblich blasphemischen Umgang mit den höchsten Personen gerichtet sind oder gegen die genaue – sachlich und mundartlich genaue und richtige – Bezeichnung von Dingen, von Vorgängen des täglichen Lebens. Freilich entbietet Luzifer der ganzen himmlischen Heerschar den «Schwäbischen Gruß», nachdem er sozusagen bei herabgelassenen Hosen in Verhaft genommen worden ist und vor der Höllenfahrt noch zur Strafe hat Seewein trinken sollen. Aber was soll's: Engel sind in diesen Stücken eben auch Menschen! Und so verhalten sie sich, so sprechen sie, wen ficht das an? Nur die zum heimlichen Weiterdenken anstachelnde Andeutung von etwas Tabuisiertem, die wäre zu beanstanden – heute nicht mehr als unbedingt unliterarisch, aber als mundartfremd. Weil es derlei nämlich nur im Schriftdeutschen gibt mit seinen vielen Möglichkeiten des Unausgesprochen-Ausgesprochenen.

Es bleibt die – vielleicht schon für manche Zeitgenossen SAILERS, sicher aber für viele spätere Leser – nicht immer leicht nachzuvollziehende Heiterkeit, die Tatsache, daß angesichts Gott Vaters und der Engel, angesichts der Heiligen Drei Könige ungeñiert gelacht werden darf. HERMANN FISCHER bewertet derlei durchaus positiv, wenn er auch den Ver-



Zur Strafe: Seewein für Luzifer.

weis auf *Fastnachtsheiterkeit* braucht zur Abwehr von möglichen Vorbehalten und Vorwürfen: *Hier sind hohe, geheiligte Gegenstände in grober Bauernmundart und niedrigstem Ton behandelt, nicht um sie zu verhöhn, höchstens zum Zweck gelegentlicher leichter Satire, vielmehr in der Hauptsache, um eine freie, übermütige Fastnachtsheiterkeit zu erzeugen, die nur ein geringes höher gehoben zu werden brauchte, um mit dem genialen Uebermut aristophanischer Komödie verglichen zu werden.*

SAILER selbst meint im Prolog zur Schöpfung: *Wer keinen Spaß versteht, wem ein ehrbares Lachen lästig und zuwider ist, dem ist auch die Seele verbogen.* Oder – um es mit einem Wort des früheren Erzabtes von Beuron, BENEDIKT REETZ, zu sagen: *Um ein Kloster, in dem nicht herzlich gelacht wird, wär's traurig bestellt!*

Woran fehlt's, wenn man Anstoß nimmt an SAILERS Art, Vergnügen zu finden im heiteren Umgang auch mit Gott, den Engeln und den Heiligen, woran fehlt's, wenn diese heitere Art, biblische Geschichten zu erzählen, Anstoß erregen kann oder auch nur auf Verständnislosigkeit stößt? Es fehlt an einer unreflektierten, selbstverständlichen, aber nicht überbetonten Frömmigkeit, wie sie so durchgehend nur in der Katholizität Oberschwabens angetroffen und von SEBASTIAN SAILER auf unvergleichliche Weise verkörpert wird. Es fehlt an einem Selbstbewußtsein, das im Umkreis solcher Frömmigkeit – und allerdings auch der behäbigeren wirtschaftlichen Lebensgrundlage oberschwäbischer Anerbenhöfe – häufiger anzutreffen ist als dort, wo neben der Determinationslehre u. a. auch die Realteilung wirksam ist. Es fehlt schließlich an einem handfesten Wirklichkeitssinn, einem Realismus, der die Dinge nimmt, wie sie sind, und nennt, wie sie heißen, ohne hinter ihnen oder ihren Benennungen immer

gleich metaphysische oder sonst doppelte Bedeutungen zu suchen.

Dieser Realismus der direkten Benennung ist geradezu ein Qualitätsmaßstab für Mundartdichtung. Gewundenes Drumherumdenken, romantisches Ausmalen von Stimmungen, weithergeholtes Vergleichen – das sind schriftdeutsche Denk- und Dichtmuster, die sich allerdings in mundartlich getönter Dichtung nur zu häufig finden. Bei SAILER tut man sich schwer, wenn man nach solchen schriftdeutschen Ausrutschern sucht. Da bringt der «Schweizerengel» nicht etwa den *Geschmack von Milch ond Vieh ond von greane Wiese* mit in den Himmel, wie man sich's so um 1930 gedichtet vorstellen könnte, da heißt es vielmehr, sehr genau die Tatsache beschreibend: *Kerle, da küehdrekalascht überlaut. / Hättescht itt darvoar / könna am Beasa d'Schuah butza beim Thoar?*

Oder wenn der Eva bewußt wird, was nach der Vertreibung aus dem Paradies auf sie zukommt: Da wird nicht «wenn» und «aber» abgewogen, nicht «weil» und «deshalb», «warum» und «damit» um sieben Ecken herum argumentiert. Da werden nicht Bilder für Seelenschmerz und Verzweiflung aneinandergereiht: Eine Kaskade von vor allem beschreibend benennenden Wendungen bricht über Gott Vater herein. Elfmal nach dem fast gleichbleibenden Schema: Sie, Eva, d' *Auschuld*, muß da *Hund nu' hetza*, das geht ihr gegen den Strich; sie zählt auf, was alles an ihr hängen bleibt an Aufgaben und Arbeiten, und stellt danach die von ihr (und vielleicht insgeheim auch von Adam schon) fast nur noch rhetorisch verstandene Behauptung wie eine unzulässige Frage hin: *und darnoh zum Lau / d'Moischterschaft itt hau.*

Beachtlich ist übrigens auch die formale Vollendung dieser elf Strophen in ihrem dreigliederigen Bau nach dem Schema: Klage der Eva über ihre Verdammung zur Untertanenschaft / Aufzählung dessen, was sie zu leisten hat in Haus und Hof / und dann schließlich der Refrain: *und darnoh zum Lau / d'Moischterschaft itt hau!* Aus der Reihung von Tätigkeitsbezeichnungen im Mittelteil jeder Strophe könnte man so etwas wie die Arbeitsplatzbeschreibung einer oberschwäbischen Bäuerin zusammensetzen. Erwähnenswert ist die Lust an der sprachlich-klanglichen Wirkung dieser Reihungen – ein echt barockes Stilelement. Bis in die neueste Zeit haben Mundartpoeten aller Schattierungen mit solchen Reihungen ganze Strophen, ja ganze «Gedichte» gefüllt und gar nicht gemerkt, daß die Reihung für sich allein nur Geplapper und Geleier ist, daß sie ihre poetische Funktion in diesem Klagegesang der Eva nur aus ihrer Stellung im Ablauf jeder einzelnen Strophe hat:



Die schwäbischen Heiligen Drei Könige.

O Jeggerle! was fällt ui ei,
was fangat ar noh a,
daß ih soll untergeaba sei,
und diena gar meim Ma.
Suppa, Knöpfla, Spatza kocha,
schpüala, schaffa ganze Wocha,
und darnoh zum Lau
d'Moisterschaft itt hau.

Es wird immer deutlicher: je mehr man sich mit SEBASTIAN SAILER beschäftigt, um so mehr gerät man in die Problematik von Mundartdichtung und Mundart überhaupt. Die eben andeutend zitierten Ausführungen einer oberschwäbischen Bäuerin namens Eva über Arbeit und Herrschaft im alltäglichen Leben scheinen RUDOLF KRAUSS recht zu geben, der in seiner «Schwäbischen Literaturgeschichte» befindet: *In der unverfälschten Volkssprache können mit Fug und Recht nur solche Gesellschaftskreise, die sich ihrer auch wirklich bedienen, abgebildet werden, d. h. in der Hauptsache die ländlichen. Die Empfindungen der Gebildeten, die doch mundartlich weder reden noch denken, in ein solches Sprachgewand zu hüllen, ist eine unnatürliche Spielerei.* Und so wäre denn dies der Grund, aus dem bei SAILER Gott und die Engel, Heilige und Könige wie oberschwäbische Bauern erscheinen und sprechen? Weil sie sich der «ländlichen» Mundart bedienen, werden sie zu ländlichen, bäuerlichen Gestalten? Und die Diskrepanz zwischen den Namen, dem Rang auf der einen und der bäuerlichen Sprachformen auf der anderen Seite machte für die «Gebildeten» den unterhaltsam komischen Reiz aus? Wir fänden also HERMANN FISCHER bestätigt,

der das Komische in SAILERS geistlichen Komödien weitaus stärker betont als den in der Sprache vor allem sich äussernden Realismus: *Man sollte denken, der Dialekt habe die ungeschminkte Natur darzustellen, er sollte sich also der natürlichen Ausdrucksweise, der Prosa, bedienen. Das wäre aber falsch. Ernsthafte Verse im schwäbischen Dialekt zu machen scheint mir allerdings nicht am Platze, wohl aber komische. Das Komische wirkt überhaupt in poetischer Form weit stärker als in prosaischer; ich glaube, das kommt daher, weil der Kontrast zwischen dem Versmaß, welches gewöhnlich ein Vehikel für hohe und schöne Gedanken ist, und dem niedrigen Inhalte die Wirkung auf das Zwerchfell verstärkt. Insbesondere aber bedient sich die Dichtungsgattung, welcher die beiden Sailerischen Stücke angehören, fast immer des Verses. Sie gehören zu der Gattung der phantastischen Komödie, der satirischen Fastnachtsspiele. Diese Gattung, deren ältester und bis heute auch größter Vertreter Aristophanes ist, stellt Begebenheiten dar, welche aus einer andern als der alltäglichen menschlichen Welt sind, um unter dieser Maske die satirischen Hiebe auf die wirkliche Welt nur um so besser austheilen zu können. Der phantastische, märchenhafte Charakter solcher Stücke macht die metrische Form, wo nicht unumgänglich nothwendig, doch jedenfalls sehr wünschenswert. Bei dieser Akzentuierung ist es nicht weiter verwunderlich, daß FISCHER eigentlich nur «Schöpfung» und «Luzifer» und daneben nur etwa noch die «Heiligen Drei Könige», eine in Prosa geschriebene Posse, für nennenswert hält.*

Diese Festlegung der Mundartdichtung auf das Komische muß nicht von FISCHER erfunden worden sein, aber bei seinem Einfluß und seiner Geltung kann man unterstellen, daß er Schule gemacht hat und also zumindest bestärkend und bestätigend daran mitgewirkt hat, Mundartdichtung als etwas vorwiegend Unterhaltendes, Belustigendes, Erheiterndes zu verstehen. Und so stehen wir nun da mit all den gereimten Witzen und Anekdoten, den Blödeleien der sich schwäbisch gebenden Entertainer, der Exporteure eines allgemeinverständlichen Idioms, das durch eine gewisse Neigung zum Dummlichen und zum Fäkalischen sowie durch die vielen Diminutiv-Formen auf -le sozusagen als schwäbisch erkennbar gemacht werden soll. Man könnte meinen, FISCHER hätte dieses funk- und fernsehverhunzte Bunte-Abend-Schwäbisch gemeint oder vorausgeahnt, als er schon 1891 schrieb: *Das Schwäbische ist außerhalb des Gebietes, wo es gesprochen wird, ganz wenig bekannt geworden – am meisten noch in den Produkten, wo wir Einheimische es lieber nicht verwendet sähen.* (Nur in einem kann man FISCHER hier leider nicht zustimmen: auch sehr viele Einheimische lassen sich nur zu gern von dem läppi-

schen Entertainer-Schwäbisch zu Beifall und Begeisterung herausfordern!)

Doch zurück zu dem, was die Namen Mundart und Mundartdichtung verdient! Die Schwierigkeit, deren Wesen und Grenzen richtig zu bestimmen und einzuhalten, liegt darin, daß nur diejenigen über diese Dinge nachdenken, denen sie nicht mehr selbstverständlich sind, während umgekehrt jeder, der ganz selbstverständlich seine Mundart benützt, keinen Grund sieht, darüber zu reflektieren, ob sie nun echt sei und in Hinsicht worauf. Und erst recht käme kein ganz oder vorwiegend in der Sprachwelt der Mundart lebender Mensch darauf, nun in dieser Sprache zu dichten. In RUDOLF KRAUSS' Schwäbischer Literaturgeschichte liest sich das so: *Von wem, für wen wird denn überhaupt im Dialekte gedichtet? Von Bauern gewiß nicht. Denn wenn ein solcher sich ausnahmsweise von der Muse begeistern läßt, so ergeht er sich erfahrungsgemäß gerade in möglichst hochtrabendem Schriftdeutsch. Für Bauern fast ebenso wenig . . . Die mundartliche Dichtung wendet sich also, genau wie die hochdeutsche, an ein Publikum, das mindestens bis zu dem Grade gebildet ist, daß es sich mit gedruckter Litteratur befaßt.* Und die ganze lange Liste schwäbischer Mundartautoren scheint ihm recht zu geben: Ärzte, Juristen, Lehrer, immer wieder Lehrer, und nicht zuletzt: Pfarrer beider Konfessionen. Seit SEBASTIAN SAILER. Aber der ist nicht nur der erste dieser Reihe, er ist auch der erste, der's uns verbietet, alle Mundartdichtung in einen Topf zu werfen und zu sagen: geschrieben von Gebildeten zum Vergnügen anderer Gebildeter auf Kosten des einfachen Volkes, das mit dümmlichen oder kecken Handlungen oder Redensarten Anlaß und Stoff solcher Dichtung und Gegenstand der Erheiterung für die «Gebildeten» liefert. Solche Bauern-Tölpel-Possen hat es seit den Fastnachtsspielen immer gegeben. Von ihnen führt eine direkte Linie zu gereimten Gogen-Witzen unserer Zeit.

Aber daneben hat es – gleich mit dem Höhepunkt SEBASTIAN SAILER beginnend – immer wieder auch anderes gegeben. Ich will – so groß die Versuchung auch sein mag – hier nicht Namen gegen Namen ausspielen, sondern versuchen, die Kriterien zu benennen, auf die es in unserem Zusammenhang ankommt. (Bei der Personalisierung würde sich übrigens herausstellen, daß die Trennungslinie zwischen Mundartdichtung und dem, was sich nur so nennt, in Vergangenheit und Gegenwart mitten durch das Werk einzelner Autoren hindurchgehen kann.)

Was also zeichnet SAILER und diejenigen aus, die in seiner Tradition stehen? Vor allem, daß sie in der Mundart zu Hause sind. Sie nicht nur beherrschen

nach Wortschatz und Lautstand. Sondern: daß sie – wenigstens in bestimmten Zusammenhängen – ganz unmittelbar in dieser Mundart denken. Daß sie die Mundart nicht anwenden wie ein Werkzeug, das man sich angeeignet oder gar nur geliehen hat, sondern das man benützt wie Hand oder Fuß, wie Augen oder Mund. Voraussetzung dafür ist eine Haltung, die sich nicht ständig selbst beobachtet, nicht immerzu das eigene Denken, Reden, Handeln zum Gegenstand von Überlegung, Nachdenken, Kritik macht. Damit dürfte einigermassen umschrieben sein, was wir als Naivität zu bezeichnen pflegen. Aber es handelt sich sozusagen um eine Naivität aus zweiter Hand. Um die Naivität derjenigen, die mit Erfolg dem Hinweis HEINRICH VON KLEISTS gefolgt sind: . . . *das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo offen ist.* Weltläufigkeit, Bildung, Kenntnisse in Sprachen und Literaturen sind ihnen kein Hinderungsgrund, die KLEISTsche Hintertür zum Paradies der Naivität zu finden und zu benützen. Man könnte auch sagen: sie haben die seltene Begabung zu einer Volkstümlichkeit, die von arroganter Herablassung gleich weit entfernt ist wie von plumper Anbiederei.

Ja – und so ganz nebenbei sind SAILER und diejenigen, die zu Recht als seine Nachfolger gelten, auch noch Poeten. Nicht nur Leute, denen die Worte überreichlich aus der Feder fließen und denen die Reime nur so purzeln, nein Leute, die etwas machen aus dem Material genau beobachteter Wirklichkeit – und zwar mit den Mitteln sehr bewußt eingesetzter Sprache, die dichtend-verdichtend eben mehr auszusagen und mitzuteilen vermag, als wenn sie im alltäglichen weitschweifig-geschwätzigen Gebrauch steht.

Daß es nicht immer Travestie des Himmlischen und Heiligen sein muß, das mögen zwei ganz knappe Passagen aus der «Schultheißenwahl zu Limmelsdorf» zeigen. Zunächst macht dort der Heiligenpfleger mit dem sprechenden Namen Peter Kirchenmauer klar, warum er nicht Schultes werden will.

Ih bleib beym Opferschtock; ih will itt Schultas weara;
ih ma mih mit deam Zuig itt bis in Daud nei scheara.
As Holgapfleagaramt daugt besser noh für mih,
as geit auh Aschnitz doa. Dar Pfarr will, wia ih sieh,
as Simpels Floria: doa kan ih dänischt aber
mei Vautum itt higea, ih käm um Heu und Haber;
ar ischt viel z'g'wissahaft, ar ischt a küahler Schmarr.
wenn ih vom Holga nähm, so thät ar mih beym Pfarr

so schwaaz aschreiba glei, daß ih vom Deanscht müaßt roisa:

ar thät mih offatle an Holgab'scheisser hoissa.
Dar Arbogascht Nußjäck, dear ischt mei G'vatterma,
dean sollma, denn ar daugt, as Schultas schreiba a.

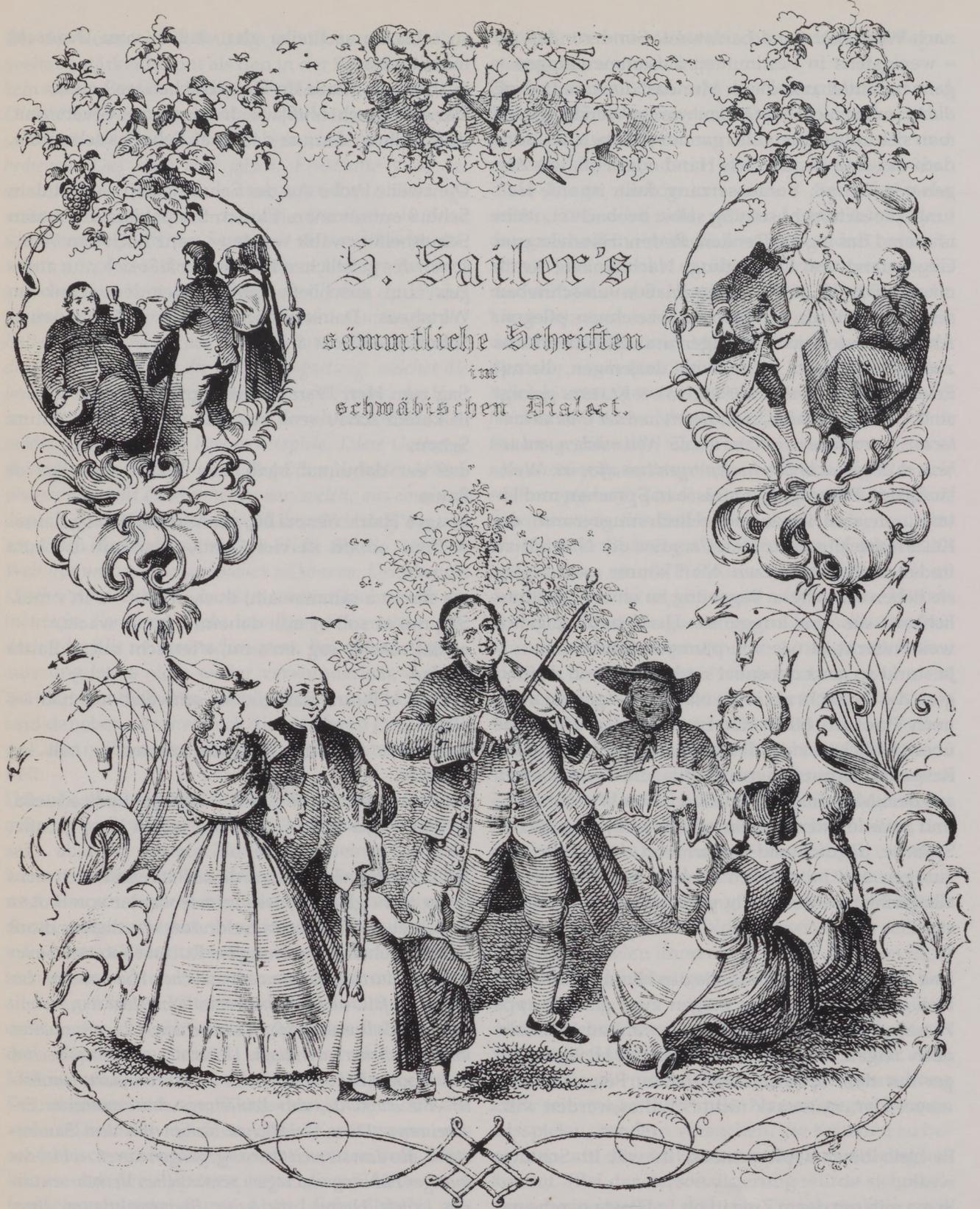
Die zweite Probe aus der Schultheißenwahl ist dem Schluß entnommen. Florian Simpel ist zum neuen Schultheiß gewählt worden – ganz nach den Wünschen des geistlichen Herrn. Der läßt sich nun ansagen zum anschließenden Gemeindeumtrunk im Wirtshaus. Damit jedoch kommt er beim neuen Schultes schlecht an:

Sag zum Herr Pfarr, ih laß a grüeßa wieder glei;
ih komm schau seall zua ihm, ih sag am's auhna Scheu,
daß ear dahumat bleib: in's Wiathshaus zua di Baura
daugt s'Hairle oimoal litt, sai Aihr dät itt lang daura.
A Pfarr schafft itt viel Guats, dear mit di Leuta z'g moi,
ma fürcht a nimmamaih; ih sag halt, wia ih's moi.
Sag nu, ar soll uf mih dahoim a bitzle waata,
ar dät suscht, sag am's nu, z'letscht mit di Baura kaata.

Haund d'Baura Räusch, so schwätzt ma halt vo allerloi,
und hoat as Hairle oin, so kommt ar halt ins G'schroi.

loaht ear auh, wia as goath, aureachte Reda schießa,
so geit as gar nicht Guats, sag nu, ih lassa grüaßa.

Ich kann mir nicht helfen: diese Stelle läßt mich nicht mehr recht glauben, was immer wieder von SAILER berichtet wird, so etwa besonders deutlich und mit ausführlicher Erläuterung bei RUDOLF KRAUSS: *Sailer that sich durch seinen unverwüstlichen Humor, seine lustigen Einfälle und sein Improvisationstalent hervor, mit welchen Gaben er große Gesellschaften zu unterhalten und zu erheitern verstand. Unter der oberschwäbischen katholischen Priesterschaft des 18. Jahrhunderts war Sailer eine markante, aber keineswegs eine vereinzelt Erscheinung. Diese Geistlichen bleiben mit dem Bauernstand, aus dem sie meist hervorgegangen waren, zeitlebens in enger Fühlung und regem persönlichen Verkehr; es waren joviale Herren, die keine Beeinträchtigung ihrer Würde darin erblickten, daß sie sich vor ihren Beichtkindern lärmender Fröhlichkeit überließen. Man darf dies nicht außer acht lassen, wenn man die poetischen Werke Sailers richtig verstehen will. Um den Beifall zu vermessen, den sie einst gefunden haben, muß man sich vorstellen, wie der Dichter selbst seine Singspiele Sonntag nachmittags im Wirthaus vor einer ländlichen Zuhörerschaft,*



S. Sailer's
 sämtliche Schriften
 im
 schwäbischen Dialect.

mitunter aber auch in vornehmerem Kreise zum besten gab, die Dialogstücke rezitierend, die Arien nach eigener Melodie singend und dazu mit der Fiedel aufspielend. Mir scheint, daß diese Vorstellung ihren Ursprung in der Titelillustration von JULIUS NISLE zu einigen Auflagen der HASSLERSchen Ausgabe hat und in HASS-

LERs Anmerkung, man dürfe SAILER nicht anders sich denken, als wie ihn unser Titelbild veranschaulicht, mitten unter seinen Zuhörern, mit der Geige in der Hand, sich selbst zu seinen Arien, die er nach eigener Composition sang, akkompagnirend, den übrigen Text aber deklamirend.

Da scheint mir denn doch einiges phantasievolle Ausschmückung zu sein. Gewiß, vom Klagegesang der Eva bis zur Schilderung der Wegbaurbeiten für die Dauphine-Straße zeigt SAILER immer wieder, daß er weiß, wie das Leben des Volkes aussieht, welche Arbeit es unter welchen Bedingungen leistet, wie dieses Volk denkt und fühlt. Aber ob er sich deshalb mit diesem Volk im Wirtshaus zur gemeinsamen Belustigung zusammengesetzt hat? Einigermaßen authentisch ist davon jedenfalls nichts überliefert. Viel eher von seinen Besuchen auf Schloß Warthausen, von seinen Gastpredigten bei festlichen Anlässen (und gewiß nicht nur vor «gemeinem Volke»). Und davon ist die Rede, daß er als Pfarrer ein strenger Sachwalter seines Klosters war und sehr genau darauf bedacht, die dem Kloster zustehenden Zinsen, Gülten und Zehnten einzutreiben und sich nicht mit der kleinsten Garbe, der magersten Henne abspesen zu lassen. – Aber wollen wir von diesem SEBASTIAN SAILER denn noch mehr erwarten und verlangen als die uns hinterlassenen Werke des Mundart-Poeten? Wir müssen ihn nicht gleich auch noch zu einem Original im Sinne eines Wirtshausunterhalters zurechtstilisieren wollen!

Von einem ist noch zu reden, und wenn's auch ein wenig peinlich sein könnte: Vom Bild des Schwaben, der Schwaben, das der Schwabe SEBASTIAN SAILER entwirft. Nicht von dem Idealbild, der Schilderung dessen, was sich der Seelsorger und Prediger wünscht, zu dem er hinführen möchte, wenn er den HL. ULRICH als Leitbild eines zur Weisheit gelangten Schwaben aufstellt. Auch nicht vom Bild einzelner Stände und ihrer Vertreter, dem Bild des Pfarrers etwa oder des Bauern, des Schultheißen oder Schneiders, nein, des Schwaben schlechthin. Da ist nun ohne Umschweif zu sagen und einzugestehen, daß er in der Tradition mittendrin steht und nicht der besten, aber der festesten; da heißt es bei ihm wie bei anderen von diesen Schwaben: sie taugen eigentlich alle miteinander nicht viel, sind ein bißchen dummlich, fressen, saufen und fluchen, sind – mehr als nur ein bißchen – grob und dafür umso weniger tapfer – – man kennt den ganzen Katalog. Und kann ihn bei SAILER wiederfinden: in der «Schultheißenwahl zu Limmelsdorf», in der Geschichte von den «Sieben Schwaben», (wo natürlich jedem Zweig des Stammes extra eins ans Bein gegeben wird), in der Neckerei vom «Schwäbischen Sonn- und Mondfang»; aber auch in den Monologen «Bauernpredigt», «Peter als Gott Vater», «Bauernhochzeit» und «Trauerlied auf ein altes Weib».

Was er da säe, fragte man Gott Vater. – «Grobe Schwaben». – Und warum nur grobe? – «Andere trägt der Boden halt nicht» – Das ist eine der landläu-



Die sieben Schwaben (oder: Die Hasenjagd).

figen Erklärungslegenden, bei denen Spott und Entschuldigung miteinander geliefert werden. Und seitdem gehen sie miteinander: der Spott der anderen über die Schwaben; die Verlegenheit, ein Schwabe zu sein, bis zum extremen Bemühen, diese Tatsache zu verbergen; und schließlich der verzweifelte Versuch, durch Selbstverspottung dem heimlichen, aber immer wieder verletzten Stolze aufzuhelfen: *Zu sein ein Schwabe / ist auch eine Gabe. – Ein Schwabe ist ein Mensch, der sein Licht gern unter den Scheffel stellt – aber da soll es dann auch jeder sehen!* In HOLDERS «Geschichte der schwäbischen Dialekt-dichtung» wird SEBASTIAN SAILER in diesem Zusammenhang eine wichtige Funktion zugeschrieben: *Sebastian Sailer errang selbstverständlich als stammesmundartlicher Dichter in seiner Heimat große, unmittelbare und bleibende Erfolge. Seine Landsleute erkannten sich selbst, wenn sie die Sailer'schen Gestalten richtig verstanden. Der schwäbische Mutterwitz (Stammeshumor) kam durch ihn wieder zu Ehren . . . : Man begann die lächerliche Scham, mit welcher früher das Bewußtsein der schwäbischen Stammeszugehörigkeit unwillkürlich verknüpft war, jetzt abzulegen. Der Schwabe ermannte sich, wenn er sich in die Sailer'sche Dichtung versenkte, und entschädigte sich für den unbilligen Spott, dem er jeweils ausgesetzt war, durch den Genuß des kostbaren Witzes, der ihm aus Sailers Schriften entgegenblitzte. Man lernte um diese Zeit aufs neue, den Witz nicht bloß unter sich zu pflegen, sondern ihn auch als wohlgeschliffene Waffe zu gebrauchen.*

Ich weiß nicht, ich weiß nicht –. Bis in die letzte Zeit haben intelligente Schwaben diese Meinung HOLDERS Lügen gestraft. Von AUGUST LÄMMLERs bedenklicher Frage, ob ein Schwabe schwäbeln dürfe über die – hoffentlich ironische, des SEBASTIAN BLAU, ob die Schwaben *auch Leut* seien, über FRITZ RAHNS bedenkliche Äußerungen und Begründungen des Un-

behagens bis neuerdings zu dem verlegenen Abwägen und Herumdeuteln mancher Autoren in dem Sammelband «Schwaben unter sich über sich» – um nur eine kleine Auswahl zu nennen.

Mir erscheint diese Mischung aus Selbstverspottung, Selbstmitleid, Scham und Stolz so unbegründet wie ungerechtfertigt. Aber erklärbar scheint sie mir zu sein: kein Stamm hatte solche politische Verwirklichung gefunden wie der schwäbische im stauischen Stammesherzogtum – und keiner stürzte so tief, wurde so schnell und so gründlich zerrieben, zerstückelt und aufgeteilt unter so viele kleine und kleinste Herrschaften. Als Fußkranke der Geschichte kamen sie aus den Kriegen und Kreuzzügen der Stauferkaiser zurück und mußten sich nachsagen lassen, vor jedem Hasen seien sie davongelaufen. Mehr als über andere fielen Stammesneckerei und Stammesspott über die Schwaben her: sie wurden sozusagen zu den Ostfriesen des Hl. Römischen Reiches Deutscher Nation. Da hat auch UHLANDS rührender Versuch nichts bewirkt: «Schwabenstreiche» werden auch weiter zusammen mit Schildbürgerstreichen gehandelt.

Statt nun mit Gelassenheit zu reagieren, antwortete man teils indem man sich – angeblich kraft besonderen Humors – eifrig laut selbst mit be- und verspottete nach dem verbissen zitierten Motto: «Wer sich nicht selbst zum besten haben kann . . . » (und heimlich bemitleidete), teils aber indem man neuen Anlaß zu Spott bot durch einen «Schwabenstolz», der sich als Markenname für Sauerkonserven schließlich selbst abqualifiziert hat. Und dennoch begegnen wir ihm allenthalben – wenn wir die Äußerungen zum Stauferjahr und zum 25jährigen Bestehen des Landes durchgehen, finden wir eine Fülle von bunten schwabenstolzen Federn, mit denen so mancher Gockeler versucht hat, Pfauenräder zu schlagen. Mir will manchmal scheinen: diese vertrackte Mischung aus Selbstverspottung, Scham und trotzigem Stolz ist das einzige Erbe, das die Staufer den von ihnen verlassenen Schwaben gönnt haben.

Ursprünglich habe ich dies alles für eine altwürttembergische Spezialität gehalten. SEBASTIAN SAILER hat mich aber gelehrt, daß es dieses doch im Grunde den früheren wie den gegenwärtigen Schwaben unangemessene Denken und Verhalten auch in Oberschwaben gibt. Einige Beispiele und Belege dafür habe ich genannt, eines wenigstens muß – um der Vollständigkeit des Bildes willen – wenigstens mit einigen Strophen zitiert werden: Der Bericht des aus Schwaben zurückkehrenden Schutzengels, der *dött dunda Boda gnua* hat, über seinen Schützling, eben «den Schwaben».

Wenn ear dan Acker pfluogat,
so haun ih oft aufg'luogat.
Koi Dusanierle schwört ar dött:
und wenn ar denn an Zorn hot g'hött,
so sait ar nu: hott, wischt, ahi,
gang a Gottsnama, Duifels Vieh!

Koi aunitz, aug'schickts Wöatle
hot bey am g'hött a Oeatle.
wenn Eabbar über d'Soma reit,
so ischt ar höflih mit di Leut,
ar sait nu: ei, daß ui Gott b'hüt,
ihr Hundsfüd, Koga, Vozahüat!

Ar ischt itt zimmlig g'fräsig,
denn ear leabt b'schtändig g'mäsig.
Zwoi Dutzat Knöpfla ischt sei Koscht;
da Bräntawei und Biaramoscht
sauft er so kitzel bey di Leut,
daß ear nu wia a Roiger schpeyt.

So leabt ma bey di Schwoba,
do haund ar ihre Goba.
Weand ar maih wissa, gaund seall na,
und geant dött an Schutzengel a.
Was mih alangt, ih saga thua:
ih hau dött dunda Boda gnua.

Wie hieß es doch bei HOLDER? *Der Schwabe ernennte sich, wenn er sich in die Sailer'sche Dichtung versenkte.* Möge das endlich wahr werden! Diese Hoffnung äußere ich hier nicht nur ganz allgemein im Blick auf Schwabenspott und Schwabenstolz, sondern ganz besonders im Gedanken an die zeitgenössische schwäbische Mundartdichtung. Sie regt sich mächtig; und gewiß hat man seit geraumer Zeit häufiger die Produkte der neueren Mundartbarden gehört als das, was von SAILER und nach SAILER überliefert worden ist.

Dabei ist auch im Zusammenhang der Mundartdichtung Eigenartiges zu beobachten: Die späten 60er Jahre dieses Jahrhunderts haben weithin die Traditionen unterbrochen: es scheint, daß eine ganze Generation sich selbst von ihrer Geschichte getrennt hat. Dann kam die Ernüchterung. Und damit die Nostalgie. Vordergründig knüpfte sie an die 50er Jahre an – von mehr wußte man ja nichts. Und zugleich machte man sich einen Traum von nicht- oder vorindustrieller Gesellschaft zurecht, man entdeckte Folk- und Volksmusik – und eben die Mundart. Einige nahmen sie als zusätzlichen Klangvorrat für konkrete Lyrik, andere als vermeintliches Mittel, Literatur und ihren Gegenstand unters Volk, «an die Basis» zu bringen – zugleich mag vielen von

diesen die Mundart als Kunstmittel eines neuen, meist politisch engagierten Realismus brauchbar erschienen sein. Kurzum, es gibt wieder so etwas wie Mundartliteratur; und es gibt sogar eine Reihe beachtlicher Texte. Aber: weithin verraten diese Texte wie auch die sie begleitenden theoretischen oder programmatischen Erklärungen rundum Unsicherheit: Polemik gegen Anekdote und Derb-Deftiges erzielt ein Eigentor nach dem anderen; schriftdeutsche Denkformen werden in mundartliche Lautung gekleidet; Mundartdichtung als Mittel gesellschaftsverändernder Aufklärung wird begründet mit Worten und Wörtern, die nur zu gut mit Blut und Boden zusammenpassen – auch wenn man davon noch so wenig wissen will. Unsicherheit und Orientierungslosigkeit allenthalben, wo's um neue Mundartdichtung geht. Und deshalb neben Beachtlichem so viel Mindes. (Dem freilich bei öffentlichen Lesungen zu Wein und Brezeln meist der größere Beifall zuteil wird.)

Warum diese Unsicherheit, diese unterschiedliche Qualität in der neueren Mundartdichtung? Meine Theorie: Weil die Tradition aufgegeben worden, verlorengegangen ist und also die Leitbilder, die Lehrmeister, die Maßstäbe fehlen. Ein Beispiel für viele (auch hier kommt es auf Namen nicht an, weil nur ein Symptom aufgezeigt werden soll): Unter der Überschrift *Wamma oosre schwäbische Dichter liest* heißt es da etwa *Noi / i ko s ned vrbutza / gang mr aweg*

mit / deam siaßliche Glomb / i ko s ned vrbutza. Darf man viel erwarten – bei bester Absicht und beachtlicher Begabung – wenn so *oosre Dichter* charakterisiert werden? Muß man nicht vermuten, daß hier Wissen aus zweiter Hand bedichtet wird? Oder ein Ressentiment, das fundierter Kenntnis entbehrt, Kenntnis von dem, was einige geschrieben haben, die durchaus *oosre Dichter* genannt werden können? Was aber soll man sagen, wenn der Autor dann fortfährt: *i brauch halt wieder / a durchwaxens Rauchfloisch / ond en räasa Mooscht drzua?* – Nun, was soll man anderes sagen als: Lies doch mal *oosre schwäbische Dichter!* Auch hier keine Namen. Außer einem: SEBASTIAN SAILER. Ich meine, bei dem *gäb's* genug *durchwaxens Rauchfloisch / on en räasa Mooscht drzua*.

Literaturhinweis

Allgemein zugänglich sind die Werke SAILERS jetzt wieder durch die Reproduktion der Ausgabe SIXT BACHMANNS, mit einer Einleitung und erweiterten Worterklärungen von FRANZ GEORG BRUSTGI (Reutlingen 1977). Dort auch Angaben über Literatur zu SAILER und über die einzelnen Werkausgaben – mit Ausnahme der von LORENZ LOCHER (Munderkingen 1965), die außer dem Werk SAILERS Dokumente zu seiner Biographie, eine Einleitung von STEFAN OTT und ein umfangreicheres Literaturverzeichnis bietet. – HERMANN FISCHER hat sich in folgenden Zusammenhängen über SAILER geäußert: Über den schwäbischen Dialekt und die schwäbische Dialektdichtung (in: Württ. Vierteljahreshefte f. Landesgeschichte Jg. VII/1884, S. 56 u. S. 130) – Aus der Geschichte der schwäbischen Mundartdichtung (in: HERMANN FISCHER, Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens, 1891, S. 214) – Die Schwäbische Literatur im 18. u. 19. Jh. (1911).

Probleme der zeitgenössischen Mundartdichtung

Mundartdichtung – dieses Wort provoziert Emotionales. Bei den einen löst es mitleidiges Lächeln aus, reizt es zu Ironie und Sarkasmus oder rundweg zu Ablehnung. Bei den anderen fördert es Heimatbewußtsein, Selbstwertgefühl, verbunden mit einer nach außen gekehrten Hochstimmung. Mundartdichtung – ein Wort, das Widersprüche erzeugt und Fronten schafft, die im Schriftdeutschen bei der gedanklichen Verbindung von Sprache und Dichtung undenkbar sind. Aber das ist nichts Neues. Die Neigung zur Schwarzweißmalerei hat, wenn es um Mundartdichtung geht, Geschichte. Es scheint so, als habe man sich stets nur für oder gegen Mundartdichtung aussprechen können. Und das Engagement dafür oder dagegen hatte stets vielerlei Motive. Daran hat sich bis in unsere Tage nicht viel geändert. Die Mundartdichtung litt seither unter solchen

Wilhelm Staudacher

Konfrontationen, und sie leidet fortwährend noch immer daran.

Ursächlich dafür sind einige Gemeinplätze, die Theoretiker für die Mundartdichtung gesetzt und mit denen sie die Möglichkeiten der Mundartdichtung als besonderer Dichtungsgattung eingeschränkt haben. Bezeichnenderweise waren es die Mundartdichter meist selbst, die solche Theorien formulierten. Zur Charakterisierung der Mundartdichtung zählten Topoi wie «die Mundart als unverfälschter Urquell der Sprache», «Echtheit der Mundart», «lokale Einengung des Stoffes», «Ernsthaftigkeit», dazu auch die Forderung nach Erinnerung an Vergangenes und nach Bewahrung des Gewesenen. Diese ideologische Fracht führte zwangsläufig zu der Folgerung, Mundartdichtung müsse «nach Anspruch und Funktion als der Ro-